

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 207 (1934)

Artikel: Der Bruder aus Amerika
Autor: Marti, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655788>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bruder aus Amerika.

Erzählung von Ernst Marti.
(Nachdruck verboten.)

Auf den Spätsommer des Jahres 1914 hatte sich Karl Stettler wie ein Kind gefreut; denn nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Nordamerika wieder einmal die alte Heimat schauen zu dürfen, das war ein Gedanke, an dem ein guter Schweizer wohl leben mußte. Viele Landsleute in der Fremde teilten seine frohen Gefühle. Die Landesausstellung in Bern, von der Briefe und Zeitungen mit Entzücken berichteten, übten eine große Anziehungskraft aus. Stettler hatte im Sinn, seine Geschwister zu einem gemeinsamen Besuch in der Bundesstadt einzuladen und sich an dem Staunen seiner Gäste über Dinge, die ihm selbst wahrscheinlich kleinartig vorkamen, gutmütig zu ergöhen.

Der erste August des großen Schicksalsjahres zerstörte all die schönen Pläne, und erst geraume Zeit nach dem Friedensschlusse kam Stettler dazu, sich auf einem Europadampfer einzuschiffen. Der Abschied hielt ihn nicht lange auf. Besaß er doch als Junggeselle keine Angehörigen und als schweigsame, zurückgezogene Natur einen ganz engen Kreis von Bekannten. So hatte er sich im fernen Lande nie recht eingelebt, aber fremd fühlte er sich nun auch, als er nach kurzem Aufenthalt in Basel dem Herzen der Schweiz und damit seiner engern Heimat immer näher kam.

An einem trüben Herbstabend fuhr er in den Bahnhof von Bornwangen ein und machte sich sofort auf die Suche nach seinem Bruder, der hier als Rangiermeister in Dienst stand. Über dem vielmaschigen Netz der naßschimmernden Schienen schwebten die Bogenlampen; sonnenhell strahlten die nähern, wie kleine Feuerfugeln leuchteten die letzten der langen Zeile durch Nebel und gerötete Rauchschwaden.

Schon war Karl Stettler, rüstig vorwärts schreitend, am Ende des Bahnsteiges angelangt und stand nun hier wie auf einer Klippe, die vom Meer umbrandet ist, da er sich nicht in das verbotene Reich der Geleise hinauswagen durfte. Schon jetzt war er offenbar ungewöhnlich weit vorgerückt. Ein Bahnbeamter machte mit dem Arme eine abwehrende Gebärde: „Was habt

Ihr da außen zu tun?“ Barsch Klang der Ruf. Und doch — die Stimme, für eine Männerkehle ungewöhnlich schrill, mutete den scheinbar in die Irre geratenen Reisenden heimelig an: „Das muß der Bruder sein... Friß!“

Erstaunt horchte der Rangiermeister auf, vergaß aber keinen Augenblick seine Pflicht, gab noch ein paar Male Zeichen mit der Pfeife, knappe Befehle in glockenhellem Tone, lauschte dann, wie hier eine gelöste Kuppel klirrte und ein Wagen abgestoßen wurde, wie dort zwei Puffer aneinanderschlügen. Erst als sich mit gutem Gewissen eine Pause machen ließ, näherte sich der Beamte dem Bahnsteig, um nun den Bruder zu erkennen und freudig zu begrüßen, eilig allerdings, mit der Entschuldigung: „Ich habe noch exakt eine Viertelstunde Dienst. Ist es dir gleich, hier zu warten? Du kannst ein wenig auf und ab spazieren, daß du nicht kalt bekommst.“

Von neuem tönten die Pfliffe und die Befehle; plötzlich aber hörte man entsetzte Warnungsrufe, nachher ein Schimpfen und Wettern, ein erregtes Disputieren. In dem streng geregelten Dienste schien sich ein Zwischenfall ereignet zu haben. Die angegebene Frist verdoppelte sich, Karl fing an, ungeduldig zu werden. Endlich kam der Bruder herangerannt, abgespannt und ärgerlich. Mit nervöser Hast berichtete er: „Diesmal hätte es fehlen können; an einem Fädelein hing's, daß es ihn nicht erdrückt hat, den Kräuchi. Er wäre selbst schuld gewesen, warum kann er sich nicht an das Reglement halten? Aber wenn es schief gegangen wäre, dann hätte doch ich zuerst herhalten müssen, und die verdammten Untersuchungen in solchen Fällen; man weiß nie, wie's einen Austrag nimmt! Da siehst du gerade, wie schön es unsereiner hat... Einen Fuß im Grabe und den andern im Zuchthaus!... Aber jetzt wollen wir machen, daß wir heim kommen. Nichts für ungut, daß ich dich so begrüße; es hat sich jetzt gerade dumm treffen müssen.“

In freundlicher Bohnstube, wo Frau Stettler und die Kinder den Gast herzlich begrüßten, fanden die Brüder endlich Gelegenheit, sich gegenseitig ins Antlitz zu schauen.

„In Amerika drüben wißt ihr scheint's nicht, was Sorgen sind, neckte Friß gutmütig, du hast

ja noch kein weißes Haar. Sieh, wie ich ein Schimmelein geworden bin.“ Er nahm die Mütze vom Kopf und wies auf sein stark ergrautes Haupthaar. Tiefe Furchen durchzogen die Stirne, müde schien der Blick der klugen, grauen Augen; leicht vornüber gebeugt war die straffe Gestalt; so ward es offenkundig, daß auf diesen Schultern eine große Verantwortung lastete.

Einen wohlthuenden Gegensatz zu diesem Eindruck bildete die behagliche Häuslichkeit, von deren Zauber der einsame Fremdling mit besonderer Macht ergriffen wurde. So unerwartet auch der Gast hereingeschneit kam, zeigte doch Frau Stettler keinerlei Unwillen oder Verlegenheit über die Störung; ruhig traf sie vielmehr alle nötigen Anordnungen; es fehlte ihr dabei auch nicht an geschickter Hilfe; flink und zierlich deckte das zwölfjährige Töchterlein den Tisch; es breitete ein hübsch gewobenes Tuch aus heimischer Leinwand aus, und um des Onkels Teller legte es eine Girlande von der Jungfernrebe am Hause, die an geschückter Lage ihr prächtig rotes Laub bis in den Spätherbst zu behalten vermochte.

Während der Mahlzeit fing Karl an zu erzählen, wie es ihm in der Fremde ergangen sei. Er hatte wechselvolle Erlebnisse durchgemacht und konnte stolz erklären: „Mit der Bedienung brauche ich euch nicht Mühe zu machen. Ich habe Stiefel gepuht in einem großen Hotel, drei Monate lang, eine Zeitlang in einer Dampfwascherei gearbeitet, nachher auf einer Farm Butter bearbeitet, später einen Handel mit Obst angefangen und dabei etwas Weniges verdient. Jetzt habe ich das Geschäft verkauft. Wenn ich zurückkehre, fange ich wieder etwas anderes an; wer dort drüben seinen Weg machen will, der muß in allen Sätteln reiten können.“

Wie anders hatte sich Frikens Lebenslauf gestaltet! Ein langsames Vorrücken vom Wagenschieber zum Rangiermeister, ein Ziel, das durch Ausharren in einem oft eintönigen Dienste, durch Pflichttreue und Pünktlichkeit errungen war. Es wollte ihn an diesem Abend, nach allem, was er vor einer Stunde an Aufregung und Ärger erlebt hatte, das unzufriedene Gefühl beschleichen, daß sein Beruf ein besonders harter und unangenehmer sei. Doch wandelte ihn jetzt ein freudiges Stolzlein an; denn der Bruder konnte nicht

genug die Aufwartung rühmen, auch das Auge fast nicht von dem Töchterlein wenden, und gleichzeitig wußte er der Mutter eine Artigkeit zu sagen, indem er betonte, daß ihr das Kind ganz überraschend ähnlich sei.

Als Nachtisch erschien auf kristallklarem Glas-teller ein schönes Stück Emmentalerkäse. Dieser heimliche Gruß schien dem Gast recht willkommen zu sein. Scherzend forderte die Hausfrau auf: „Lang nur zu, Schwager, vor zwei oder drei Jahren freilich, da hätten wir vielleicht nicht mit so etwas aufrücken können.“ Und nun erzählte sie, bald lachend, bald scheltend, von der Langweilerei der Rationierung. Namentlich die Not mit der Milchversorgung schilderte sie anschaulich und rief bei dem Oheim nicht geringe Rührung hervor, als sie zornig klagte, daß das Hedeli damals ganz bleiche Backen bekommen habe. Ob der Erinnerung an diese Kümmernisse geriet sie so in Eifer, daß sie mit der Hand auf den Tisch schlug, um ihre Behauptung zu bekräftigen: „Ja, wahrhaftig, das war eine schlimme Zeit; nirgends mehr wollte die Besoldung reichen, und ums Geld war nichts mehr zu haben. Eigentlich wenn man's recht sagen will... In den Städten war jedermann übel daran, ob reich oder arm. Es ging niemandem mehr gut, außer den Bauern, die hatten Milch und Butter und Brot selber, und jedes Stüdeli aus dem Garten konnten sie teuer verkaufen. Mehr als einmal habe ich zu Frik gesagt: ‚Hättest du doch nur das väterliche Heimwesen! Da müßten wir nicht schmalbarten und uns das Brot vom Mund absparen und jedesmal zum Doktor laufen um ein Zeugnis, wenn man ein Grißbreilein kochen will.‘ Ja, du magst es glauben oder nicht, Schwager, so mußte man's machen... Weißt du, der Frik hat's manchmal ein wenig am Magen, besonders, wenn er sich etwa im Dienst geärgert hat.“

Die Erinnerung an das kleine Besitztum der Eltern lenkte Karls Gedanken zu dem Bruder, der das Gütlein übernommen hatte. Um dem Gespräch eine neue Wendung zu geben, fragte er: „Und der Sami, was macht er immer?“ „O, was macht er?“ antwortete Frik, „fast muß ich sagen, ich wisse es nicht. Wir haben uns schon lange nicht mehr gesehen... Er hat eine schwere Familie, das ist wahr, aber ein paar gute Jahre

hinter sich, das ist auch wahr. Wenn der Sack Kartoffeln 30 Franken gilt, dann kommt bei den Bauern Geld auf den Laden. Ich mag's ja dem Sami soweit gönnen, aber lächern tut es mich, wenn ich daran denke, wie er und sein Köfi nötig getan haben... bei der Teilung, Anno 1913. Ja, drei Jahre später, da wäre das Geschäftlein wahrscheinlich auf das Doppelte geschätzt worden. Jetzt was nützt es, davon zu reden? „Was hinter uns liegt, ist gemäht“, pflegte der Vater selig zu sagen, wenn eine alte Geschichte wieder aufgewärmt werden sollte.“

Gerade dieser Ausspruch nun regte die Brüder an, Erinnerungen aus der Jugendzeit wachzurufen. „Weißt du noch?“ so sagte bald der eine, bald der andere. „Wie wir im Gahlenwald Eichhörnchen jagten und wie der Junge des steinreichen Bauers vom Bätzhof bei solcher Gelegenheit den Arm brach. Wie die Bäuerin, als es dem Alfredli lange nicht bessern wollte, ins Länderbiet zu einem Quacksalber und Wahrsager lief, wie sie mit einer Salbe, die Wunder wirken sollte, auch das Drakel heimbrachte, sie werde einmal eine reiche Sohnsfrau bekommen.“ Lustig wußte Karl die heimatliche Schulstube zu beschreiben, die wurmstichigen Bänke mit den eingetritzten Stammbäumen aller derer, die an ihnen gesessen hatten, den riesigen Sandsteinofen, auf dem die Kinder, nachdem sie durch den meterhohen Schnee gewatet waren, ihre Holzschuhe und Überstrümpfe zu trocknen pflegten, das mit

Tinte überspritzte Pult, das nie feierlicher aussah als am Examentag; denn bei diesem Anlaß bedeckten mit Papierrosen geschmückte Mooskränze die schwarzen Flecken, und lockend lagen die blitzblanken Examenbägen bereit, die in großzügiger Weise, ohne bösen Unterschied der Person, ausgeteilt wurden.



4. Eidg. Jodlerfest in Interlaken.
Der Appenzeller Jodler Hartmann aus Ebnat.
Phot. Mettler, Zürich.

„Unkommod kam es uns manchmal, daß wir nicht besser geschult worden sind“, bekannten die Brüder einmütig. Und Fritz Stettler schaute mit befriedigter Miene auf das Schulheft mit sauber ausgeführten Buchhaltungsproben, das Hedwig vor sich liegen hatte, heute abend allerdings mehr um des guten Scheines willen als zu gesammelter Arbeit. Der Vaterstolz leuchtete aus seinen Augen, als er bekannte: „Wenn es mich je einmal reuen wollte, in diesen verantwortungsvollen, aufreibenden Dienst geraten zu sein, dann tröstete mich immer der Gedanke: „Du hast so doch Gelegenheit, deinen Kindern eine Ausbildung zu geben, die ihren Fähigkeiten entspricht und ihnen das Fortkommen in der Welt erleichtert.“

Punkt zehn Uhr fing der Rangiermeister an, unruhig auf seinem Stuhl hin und her zu rutschen und etwa nach einer Viertelstunde erklärte er: „Nichts für ungut, wenn ich's mache wie jene Oberaargauerwirtin, die je weilen ordentlich lange vor der Polizeistunde in die Gaststube zu rufen pflegte: „Mir wei jeh is Bett, so chönne die Lüt hei!“... Ich habe morgen Frühdienst.“

Wie sich der Amerikaschweizer bei den Verwandten wohl geborgen fühlte, so empfand er auch auf den Spaziergängen, die er während seines Aufenthaltes unternahm, freudig die Schönheit der alten Heimat. Manches hatte sich ja seit zwanzig Jahren verändert. Die Bahnhofsanlage, die Werkstätten, die Fabriken in der Umgebung zeugten von der industriellen Entwicklung des Landes und glichen, wenn auch in kleinem

reizenden Winkeln. Und nicht prosaisch numeriert waren die Gassen, sondern sie trugen urchige, bisweilen sonderbar klingende Namen, Erinnerungen an alte Flurbezeichnungen oder Schutzpatrone oder Handwerksilden. Jedes Haus besaß seinen eigenen Charakter und wußte sich dem Nachbar anzupassen. Die weitausladenden Dachsimse machten einen ebenso behäbigen als behaglichen Eindruck. An den Gasthäusern hingen



4. Eidg. Jodlerfest in Interlaken.

Eine Gruppe Jodler, Fahenschwinger und Alphornbläser aus dem Urnerland.

Phot. Stump, Interlaken.

Maßstabe, amerikanischen Städtebildern; aber Bornwangen selbst, in seinem ursprünglichen, einst von Ringmauern umschlossenen Kern, hatte seine Eigenart treu bewahrt. Da liefen die Straßen nicht in nüchterner Regelmäßigkeit, wie Latten eines Gitterrostes; sondern das Auge ergöhte sich an zierlich geschwungenen Linien und

die schmiedeeisernen Schilder als Probestücke früher geübten Kunsthandwerks. Kam draußen auf dem Bahnhof mit Kreischen und Rollen der Räder, im Pfeifen der Lokomotiven und Gellen der Fabriksirenen die Gegenwart etwas aufdringlich zum Worte, so lispelten in der Altstadt die Wasserstrahlen der Brunnen, die in stattliche Tröge aus

hellem Gestein plätscherten, ihre Loblieder auf die gute alte Zeit.

Gerne lauschte Karl Stettler solchen Stimmen, ohne sich doch von ihnen urteilslos einnehmen zu lassen; denn er überzeugte sich auch von manchem erfreulichen Fortschritt. Als er eines Tages sein munteres Nichtein zur Schule begleitete, da wies das Töchterlein auf eine düstere Mietskaserne hin und plauderte: „Denk nur, Onkel, hier haben wir gewohnt, bis ich sieben Jahre alt war. Gelt, jetzt haben wir's netter, draußen in der Eisenbahnerkolonie.“ Auf dem Heimweg hatte Stettler Mühe, den Vergleich zwischen den beiden Wohnungen zu ziehen. Jetzt erst kam ihm recht zum Bewußtsein, wie schmuck das kleine Heim des Bruders war, wie angenehm und gesund die Lage an sonnigem, gegen Norden durch den Bergwald geschütztem Raine. Er hatte auch Gelegenheit, zu beobachten, wie das Gärtlein dem Bruder Gelegenheit zu Beschäftigungen bot, die dem ehemaligen Landkind leicht von der Hand gingen und nach den Dienststunden eine angenehme Abwechslung boten, wie das Spalier am Hause und die Zwergobstbäume doch genügten, um den Kindern etwas von Herbstfreude zu gewähren.

War es nicht sehr begreiflich, daß Friß bisweilen mit Zeichen des Unmutes die Baumstehere weglegte oder von der Gartenbank aufstand, wenn die Uhr zum Dienst rief? Es bestand ein Gegensatz zwischen dem Idyll des Heims am Waldrand und dem Getriebe im Gewirr der Schienenwege, wo der Rangiermeister seinen Mann zu stellen hatte.

2.

Vor ungefähr drei Jahrzehnten war das stattliche Dorf Bröckliwil von der Eisenbahn abgefahren worden. Lange Zeit hindurch lag die breite Straße öde, und an ihren Rändern grünte das Unkraut. Neuerdings brachten die Autos wieder eine gewisse Belebung, die freilich den ehemals ansehnlichen, jetzt baufälligen Herbergen nicht zugute kam. Der einzige Vorteil, der die Staubplage freilich nicht auszugleichen vermochte, bestand darin, daß hie und da verständnisvolle Reisende die wahrhaftigen Bauernhäuser mit ihren stolzen Rundgiebeln und den blumengeschmückten Fenstern bewunderten. Im eiligen

Vorüberfahren begnügten sich die Fremden mit diesem erfreulichen Eindruck und ahnten nichts davon, daß Bröckliwil im obern Dorfteile, der sich gegen einen waldigen Graben hinzog, ein richtiges Armenviertel besitze. Hier scharte sich etwa ein Duzend niederer, schwarzer Hütten, die teilweise noch Reste von Strohdachung trugen, um ein hohes, verwahrlostes Gebäude mit weitläufigen Anhängseln von Schuppen und Stallungen; es hatte früher eine Brauerei beherbergt, die längst eingegangen war; nun wurde im ehemaligen Sudraum eine Brennerei betrieben, deren Trestergeruch vom Westwinde durch das ganze Dorf getragen wurde. Im Hofe tummelte sich während der Freistunden eine Schar von Kindern, denen die herumliegenden, rostigen Fahreisen als Spielzeug dienten. Ein findiger Unternehmer hatte in die ehemaligen Lagerräume für Malz und Hopfen eine ganze Reihe sonnenloser, enger Wohnungen eingebaut.

„Geht nur dort hinter den Wagenschopf auf die obere Laube und die Estrichtreppe hinauf, dann ist's die zweite Türe links.“ So erklärte die Frau des Brennermeisters einem fremden Herrn den Weg und gab unmittelbar darauf einer neugierigen Nachbarin die Auskunft: „Er hat gefragt, so halb hochdeutsch und halb, wie unsereins redet: ‚Wo wohnt die Jungfer Stettler, die Weißnäherin? . . .‘ Wer weiß? Das ist am Ende Majelis alter Schack, der jetzt kommt, wie der Prinz im Märchen.“

Droben im dunkeln Gängelein tastete Karl Stettler an der zweiten Türe links nach der Falle, um dem Ruf „Herein“ recht prompt folgen zu können. Obwohl er geschrieben hatte, daß er in dieser Woche zu erwarten sei, geriet die Schwester doch in große Bestürzung, daß sie einen Schrei ausstieß und mit heftiger Bewegung die Brille bis zum Haarscheitel hinaufschob, weil die Gläser nicht für das Schauen in die Ferne taugten.

Nach den ersten Begrüßungsworten entstand eine etwas verlegene Pause. Es war vor allem Karl, der Vielgereiste, der sich plötzlich beklommen fühlte und unwillkürlich nach Luft schnappte. An einem Tisch, der das niedrige Stübchen fast ausfüllte, saßen Gehilfinnen und Lehrlinge. Eine Nähmaschine schnurrte. Hier klapperten Scheren, dort wurde Stoff durch

zielbewußtes Reißen zertrennt. Auf allen Möbelstücken türmten sich gleich Schneehaufen, die der Wind zusammengeweht hat, die schön gebleichten Linnen.

Am nahen Kirchturm schlug es sechs Uhr. Um diese Zeit erhoben sich sonst Jungfer Stettlers Arbeiterinnen mit großer Pünktlichkeit; heute zeigten sie einen rührenden Arbeitseifer und gebärdeten sich, als brächten sie's nicht übers Herz, von der Seite der geliebten Meisterin zu weichen. Die Anhänglichkeit rührte von daher, daß sie mit größter Spannung auf jeden der seltenen Augenblicke harrten, da der Fremde irgend etwas von seinen Schicksalen verriet.

Endlich gelang es doch, Feierabend zu geben, und an einem runden Tischlein saßen die Geschwister einander gegenüber.

„Dir scheint es gut gegangen zu sein dort jenseits des großen Wassers“, scherzte die Schwester, „du hast Arme wie ein Kaiser und Backen wie ein Pfeifer, draußen dürfte ich mich gar nicht neben dir zeigen.“

Karl lachte gutmütig und schwieg, denn zurückgeben konnte er das Kompliment mit bestem Willen nicht. War er doch gleich anfangs von dem schwächtigen, verhärmtten Aussehen der Schwester betroffen gewesen. Fast dünkte ihn, diese Jungfer könne nicht das fecke, lustige Marelli sein, das als Kind alle fecken Spiele mitgemacht und nichts ärger auf dem Zug gehabt hatte als das Stillsitzen bei einer Handarbeit.

Zu der Zeit seines Abschiedes war sie eine blühende Tochter gewesen, geschickt zu jeder Arbeit, dabei etwas vergnügungsfüchtig. Wie oft hatte der Vater halb spaßend, halb ärgerlich gespöttelt: „Wenn irgendwo ein Geiglein geht, dann geht unser Marelli auch.“ Eltern und Geschwister waren nie schreibselig gewesen; darum hatte Karl von den Erlebnissen der Familie kaum das Nötigste vernommen, nur die Tatsachen, die sich ganz kurz und bestimmt sagen ließen. Dem Geschlecht der Stettler war das Talent zum Romanschreiben versagt. Mündlich ließ sich nun von dem Versäumten etliches nachholen.

„Weißt du noch, wie wir miteinander an der Bergkilbe auf der Stogweid waren und wie...“ Ahnungslos stellte Karl die Frage und war nun ganz betroffen, als er bemerkte, daß Marie zu

schluchzen begann und die Brille abriß, um den herabrollenden Tränen zu wehren. Den unterbrochenen Satz vollendete die Schwester selbst mit mühsam hervorgepreßten, scharf betonten Worten: „...Mis Hans mit mir getanzt hat, fast nur mit mir und keiner andern den ganzen Nachmittag, wie das nachher im Krämerhaus und in der Käserei verhandelt wurde und wie es bei allen Leuten hieß, Stettlers Marelli werde Heiterbühnbäuerin..., aber die Alten wollten's nicht dulden; es sollte eine Reiche sein; er hat sie bekommen und muß sie jetzt haben; sie macht ihm scheint's das Leben sauer genug.“

„Wärest du nur mit mir ausgewandert“, entgegnete der Bruder, „drüben, da verstehen sie es, über solche Dinge hinwegzukommen und den Kopf hoch zu behalten, das hättest du auch gelernt.“

Marie schüttelte den Kopf: „Ich meinte auch, vergessen zu können, wenn ich von daheim fortginge. Ach..., früher habe ich so gerne draußen gearbeitet; aber als es mir so erging, da verleidete mir das Schaben an unserem Hoger herum, und ich lernte das Nähen; jetzt kann ich mir so das Blut unter den Nägeln hervorpressen... um ein elendes Hungerlöhnlein.“

Karl suchte, das verbitterte Gemüt, das sich ihm offenbarte, ein wenig aufzuheitern: „Nun, Schwester, so übel scheint es dir nicht zu gehen. Du hast ja fast für ein Duzend Hände Arbeit, den reinsten Großbetrieb... Da bleibt doch gewiß etwas hangen und du wirst es wohl schon zu einem schönen Sparbaken gebracht haben.“

Aber diese Beschwichtigungen zogen nur die Schleusen im Strome des Murrens und Klagens vollends hoch: „Hast du eigentlich eine Ahnung davon, Bruder, wie wir seit dem Kriege daran sind, wie alles aufgeschlagen hat, der Faden, die Nadeln, die Knöpfe, das Öl für die Maschine... das Holz... bei dem Stillsitzen friert man gar bald...“

„Nun, der Arbeitslohn doch auch!“

„Aber lange nicht im Verhältnis zu der Teuerung... Das Schlimmste habe ich noch gar nicht gesagt... die Mietpreise. Weißt du, was ich für dieses Loch zahlen muß?... Fünfunddreißig Franken im Monat; das braucht manchen Stich, bis das herausgeschnurpft ist... Ich muß doch eine Arbeitsstube haben, als Fabriklerin

könnte ich's mit dem Kämmerlein da nebenan machen, und eine Magd hat keine Wohnungs-sorgen. Schon manchmal habe ich's gesagt: Böser hat's heutzutage niemand als eine Nähterin. Du siehst... , meine Augen sind bereits schwach geworden... , vielleicht schon nach ein paar Jahren sagen sie mir den Dienst auf... , dann wartet meiner die Armenanstalt. O, wenn ich an die Brüder denke! Friß, der hat, wenn er den Dienst nicht mehr versehen kann, seine Pension, Sami weiß, wo er daheim ist und kann sich einmal vom Jungen einen Schleiß vorbehalten. Die haben's besser als ich, von dir nicht zu reden!"

Forschend blickte Marie den Bruder an. Dieser lächelte, aber eher wehmütig als selbstgefällig: „Ich komme nicht als Goldonkel aus Amerika; ich habe mein Auskommen. Im gleichen Haus mit mir wohnen vielleicht zwanzig Parteien, die unendlich mehr sind und mehr haben als ich, ganz oben freilich auch ein paar arme Schlucker. Alle mauern mit den Steinen, die sie besitzen; so ist's drüben Brauch; man kümmert sich nicht zuviel um andere, gar nicht um die, die's besser haben, eher noch um solche, die in einer Verlegenheit stecken, und dabei ist man wohl.“

Jungfer Stettlers Gemüt war nicht dafür veranlagt, sich von dieser Lebensweisheit auf einen Schlag umwandeln zu lassen. Wenn sie mit ihrem Besuch des Abends bei der Lampe saß, so kam sie noch wiederholt auf den Heiterbühl-Hans zu sprechen; wenn sie aber an des Bruders Seite durch das Dorf ging, dann geriet sie in das Schimpfen über die Menschen und die Zustände in Gemeinde, Staat und Kirche, insonderheit über die Preisausschläge, die sie jedem Lebensmittelindeß zum Troste mit unfehlbarer Genauigkeit angeben konnte.

Sie hatte einen ganz eigentümlichen Seelenzustand. Sie bewahrte eine große, schmerzliche Erinnerung und quälte sich im übrigen mit vielen kleinen Sorgen und Gründen zu täglichem Ärger und Scheelsehen. Nach wenigen Tagen verließ Karl Stettler Bröchliwil in ziemlich unbehaglicher Stimmung.

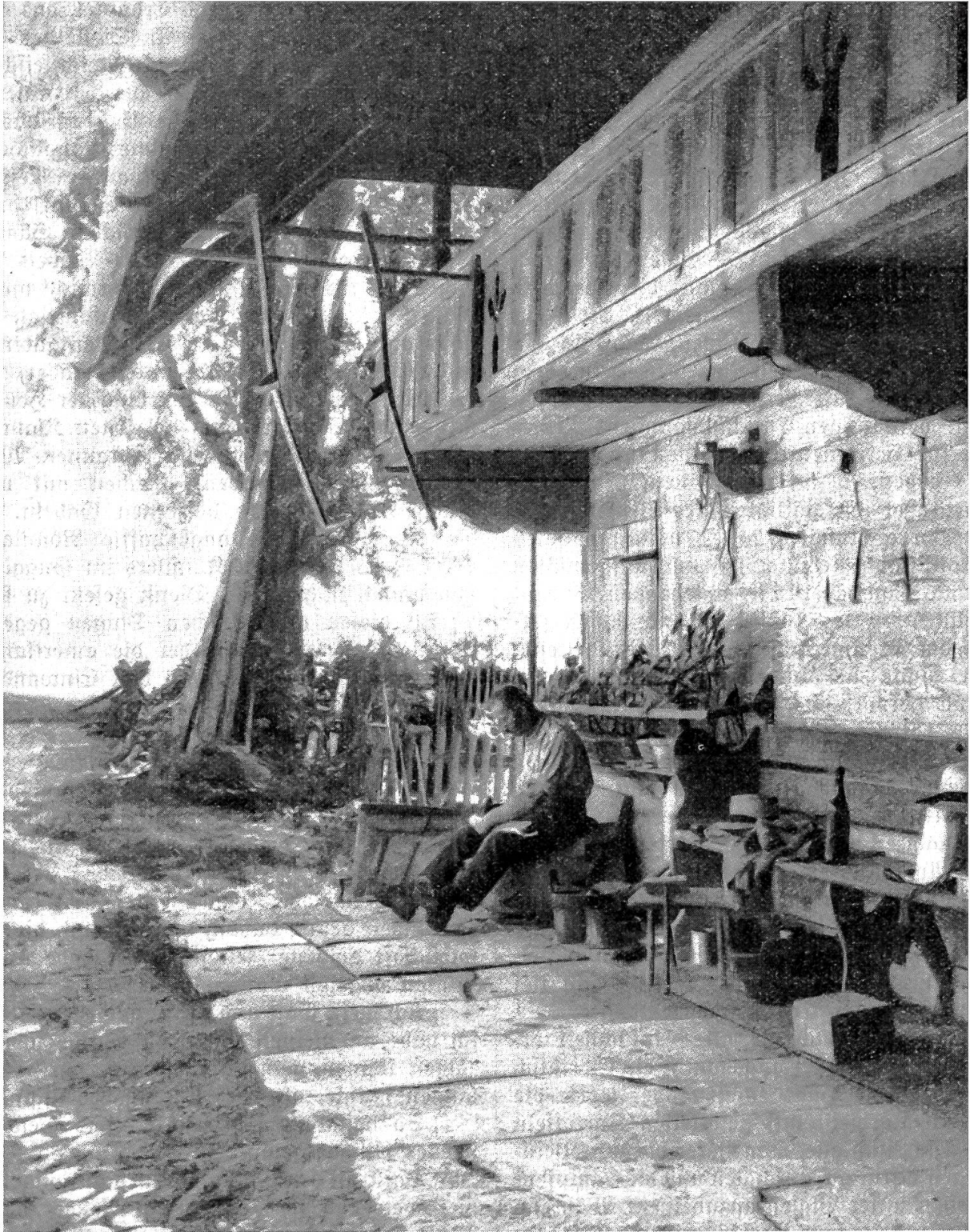
3.

In sternenheller Nacht hatte ein starker Reif das Laub von den Bäumen gelöst. Auf der

Straße zwang der Herbstwind die Blätter zum Totentanz. Hei, wie das über den Boden hinhuschte und stob und raschelte! Auf den Feldern aber herrschte reges Leben. Hier wurden Früchte eingeheimst, dort ging es an das Bestellen der Wintersaat. Aus den Baumkronen ragten die letzten Sprossen langer Leitern, um den Stamm standen die Körbe mit rotbackigen Äpfeln; von den Wiesen himmelten die Glocken weidender Herden; an den Rainen loderten lustige Feuerlein. Rüstig, von starker Heimatfreude wie von Flügeln getragen, schritt Stettler seinen Weg, der nun aus dem Tälchen rauh und steil emporkletterte. Schon trennte ihn nur noch ein Wäldchen an abschüssiger Halde von dem Einschlag, in dem sein Vaterhaus stand. Noch hemmten bei dem obern Ausgang zwei mächtige Buchen den Blick ins Freie. Aber bevor die Augen das Ziel zu schauen vermochten, waren es wohlvertraute Töne, die den aus der Fremde Heimkehrenden ins Jugendland geleiteten. Gar nicht melodische Klänge, vielmehr ein höchst gleichförmiges Gixen und Anarren... „Sie sind am Herdführen“, so dachte Karl, und nach ein paar Schritten konnte er sich von der Richtigkeit seiner Annahme überzeugen. Ihm entgegen bewegte sich ein Rinderpaar, geleitet von einem Mädchen in derbem Gewand mit vielen Flickern und etlichen Rißlein. An der Waage war ein Seil befestigt; dieses lief über ein Rad, das am obern Ende eines steil abfallenden Ackerleins in einem dreibeinigen Gestell hing; von hier zog es sich straff über den schmalen Landriemen hin; es hatte die Aufgabe, eine mit Erde gefüllte Bänne bergan zu schleppen; die Lenkstangen hielt ein halbwüchsiger Bursche. In der untersten Furche schaufelte ein gebücktes Mannli in einen zweiten Karren schwarze, von Feuchtigkeit metallisch glänzende Schollen.

Karl hielt die Hand vor die Augen: „Ja, das konnte nicht fehlen, es war Sami!“

Zunächst wandte er sich an das Mädchen: „Wie heißest du, Meitschi?“ — „Roseli!“ — „Wem bist du?“ — „Stettler Samis?“ — Das Kind wußte von dem bevorstehenden Besuch des Veters aus Amerika, wurde aber durch den Gedanken, daß dieser vornehme Herr der Erwartete sein könnte, völlig verwirrt; mit der Rechten faßte es den Halfterriemen fester als



Was du kannst am Abend tun,
Laß nicht bis zum Morgen ruhn!

zuvor, die Linke führte es zum Munde, begann am Mittelfinger zu lullen und glockte den Fremden wortlos an.

Schon aber kam der Vater, scheinbar ganz gemächlich, doch mit weit ausholenden, „rückigen“ Schritten den Rain hinan. Und auf die lebhafteste Frage: „Sami, bist du's wirklich?“ antwortete er trocken: „Es wird so öpper sy.“ Wie ruhig er aber auch blieb, verriet doch das Beben der zum Grube ausgestreckten Hand die tiefe Bewegung.

Im Hause wurden dem Gaste die Ehehälfte und ein Trüpplein Kinder vorgestellt. Kösi, ein schlichtes, abgearbeitetes Fraueli, das nie ein viel weiteres Stück Welt als den heimischen Krachen gesehen hatte, erging sich unter Händeringen in weitläufigen Entschuldigungen: „Unser einer ist für Herrenleute nicht eingerichtet. Wir müssen's geben, so gut wir können.“

Mit großer Geschäftigkeit traf sie nun die nötigen Vorbereitungen; aus dem altmodischen Glaschrank nahm sie eine Tasse mit aufgemalten Rosen und Handhaben, die abstehenden Bubenohren glichen. „Das Plättli hat mir Koseli zer schlagen, das Dreckmeitschi“, bemerkte sie scheltend. Hernach suchte sie aus einer Schublade ein Brunkstück hervor, das die Kinder mit wahrer Ehrfurcht betrachteten. Es war ein Löffel aus Weißmetall, den Kösi in der ledigen Zeit bei dem Besuch einer Schaubude auf dem Jahrmarkt erhalten hatte.

Die Mahlzeit begann. Eine Träne schimmerte in Karis Auge, als einer der Knaben hastig und in einförmigem Tonfall das Tischgebet hersagte, genau die Worte, die vor einem Menschenalter hier am gleichen Tische gesprochen worden waren. Dieses kleine Zeichen offenbarte die Macht tief eingewurzelter und treu bewahrter Sitte.

So hatte sich auch die alte Einfachheit erhalten. Dem Gaste allerdings wurde ein Eiertäsch vorgelegt, für die Hausgenossen aber leerte die Mutter ein Körblein mit gesotteneu Kartoffeln auf den Tisch, und alle, vom Vater bis zum Kleinsten, fingen eifrig an zu schälen und die dampfenden Knollen unter Blasen anzubeißen. Während seines Aufenthalts fand Karl hinreichend Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, daß die Lebensweise da oben in den Hügeln unverändert geblieben sei, farg und abwechslungslos wie ehe-

mals: Einmal Kaffee und Erdäpfel, das andere Mal Erdäpfel und Kaffee. An Stelle des Sonntagsbratens wurde ein Stück Rauchfleisch aufgetischt; wahrlich, man hätte aus den Fasern ein gutes Erdseil drehen können. Und um das Brot zu zerlegen, wäre ein Hammer tauglicher gewesen als das vorhandene, schartige Messer.

Wenn Karl in Scheune und Schopf Umschau hielt, so wurde er von jedem Stücklein Schiff und Geschirr angeheimelt. Der beste Beweis dafür, daß Sami für neue Anschaffungen nicht manchen Bagen ausgab. Auf dem Einfahrtsack stand noch der Schneggen (ein auf Berggütern gebräuchlicher Wagen, der hinten Räder, vorne Schlittenkufen hat), im Tenn hing der Heubogen mit seinen Schnüren und hölzernen Klammern, neben ihm Sensen mit altersbraunen Wörben (Stiele mit Handhaben), Rechen mit wurmförmigen Zähnen und hölzernen Gabeln. Auch die vom Großvater angeschaffte Rönnele, das Werk eines ländlichen Künstlers im Guggisberg, schien noch nicht außer Dienst gesetzt zu sein.

All diesen altväterischen Dingen gegenüber rühmte Karl seinem Bruder die amerikanischen Werkzeuge, entkräftete auch den Einwand, daß die Maschinen nur im flachen Lande zu gebrauchen seien, und gab schließlich den Rat: „Du solltest auch einmal etwas Neues anschaffen.“

Sami schüttelte den Kopf: „Kommod wäre das vielleicht schon, aber unsereiner vermag es nicht. Ich kann froh sein, wenn ich aus unserm Hoger den Zins herausschlage.“

„Man las doch sogar in den amerikanischen Zeitungen genug davon, wie bei euch die Landwirtschaft goldene Zeiten gehabt habe und wie Gülten abgelöst worden seien.“

„Ach mein Gott und Kraft, goldene Zeiten... ich habe an meinen Schulden gerade soviele abzahlen können, daß ich nicht tiefer in den Sack langen mußte, als der Zinsfuß heraufging.“

„So hast du's jetzt leichter, das Geld ist ja wieder billiger geworden.“

„Dafür ist der Milchpreis zurückgegangen, und hier oben zeigt sich nie mehr ein Metzger, der fette Ware begehrt.“

„Ihr habt doch einen garantierten Getreidepreis.“ „Was nützt mir das? Sinn' doch auch, Sami, von unserm Gewächs haben wir in ganz

guten Jahren genug zum Hausbrauch für höchstens neun Monate, die übrige Zeit müssen wir das Brot kaufen, diesmal wird's vielleicht kaum für ein halbes Jahr langen."

Daß diese Klagen nicht unbegründet seien, davon überzeugte sich Karl auf Grund der eigenen Beobachtungen. Nach einer Reihe naßkalter Tage trat Schneefall ein, nachher brach endlich einmal die Sonne durch den Wolfenschleier und lud zu einem Rundgang über Grat und Egg. Da offenbarte es sich, mit welcher harten Daseinsbedingungen ein Bergbauer zu kämpfen hat. Auf manchem Ackerlein wurden Erdäpfel mit starren Fingern aus den verschneiten Furchen herausgelesen, andernorts lag Hafer, der vor geraumer Zeit gemäht worden war, faulend unter der weißen Decke. In den Scheunen pfiß der Wind durch die obern Luftlöcher der Bühne, weil der Heustock, der den Raum füllen sollte, knapp in halbe Höhe reichte.

Der Morgen hatte starken Reif beschert; am Nachmittag wurde es ordentlich milde; da rückte die ganze Familie aus, die Mädchen mit den Eltern in den Rübenacker, die Buben auf die Herbstweide, alle flink und leichtfüßig; denn Schuhe und Strümpfe ließen sie daheim. Der Vetter wußte es aus eigener Erfahrung ganz gut: Um diese Jahreszeit geschah das Barfußlaufen nicht aus Liebhaberei, sondern deshalb, weil man mit dem Schuhwerk übel bestellt war.

Die Hausmutter fühlte denn auch ob diesem gar deutlichen Zeichen dürftiger Ausstattung eine gewisse Verlegenheit und erklärte deshalb resolut: „Atti, am Donnerstag mußt du mir auf den Jahrmarkt gehen und Holzbödelein kaufen, acht Paar, eins wie das andere hat neue nötig.“

Und der Atti kratzte sich im Haar: „Es wird etwas gehen müssen..., wenn nur die Lederhändler auch etwas vom Preisabbau merkten. Als alles aufschlug, da hatten sie die feinern Nasen.“

Am Abend zeigte sich die Landschaft in ihrer ganzen Schönheit. Hingerissen von dem wunderbaren, lange entbehrten Anblick stand Karl Stettler bei der Linde auf der aussichtsreichen Egg, die sein Vaterhaus überragte. Er schaute nach der Alpenkette, deren Gipfel fast greifbar nahe schienen; ihm, der zwei Jahrzehnte lang solchen Anblick entbehrt und in weiter Ebene,

wo keine Linien von Felsenkämmen den Horizont begrenzten, manchmal Heimweh empfunden hatte, wollte es vorkommen, als wollten diese Berge über ihn hereinstürzen. Da wirkte wohlthätig der Blick ins flache Land hinaus, über fruchtbare Gefilde, wahrhaftige Dörfer, dunkle Forste und Wäldlein von Fabrikaminen, die sich aus dem Qualm städtischer Ortschaften herausstreckten. Einen festgefühten Rahmen um das liebliche Bild legte der Jura, hinter den sich die Sonne, ein glutroter Ball, feierlich langsam senkte.

Weit und frei ließ dieser Ausflug das Herz werden. Welch ein Gegensatz! In unmittelbarer Nähe des Bruders Haus mit dem bösen Schindeldach, wo eine Familie, beengt von der Kleinheit und Knappheit der Verhältnisse, um ihr Dasein ringen mußte!

Wahrlich, hier hätte Karl die Stimmen der gärenden Unzufriedenheit begreifen müssen. Statt dessen bemerkte er bei Bruder und Schwägerin einen Gleichmut, der nicht ganz frei von dumpfer Ergebung war. „Zu rühmen ist nichts, und Klagen trägt nichts ab. Man muß manches entbehren, aber weiß nichts anderes.“ Das waren Redensarten, die Sami und Kösi häufig führten. Der Gedanke, daß sie selber eine andere Lebensstellung hätten wählen können, lag ihnen vollständig ferne, darum fiel es ihnen auch nicht ein, andere eigentlich zu beneiden; denn sie waren überzeugt, daß das Schicksal die verschiedenen Lebenswege bestimmt, es dabei freilich mit Fritz und Marie besser gemeint habe.

Diesem Vorurteil begegnete Karl auf Schritt und Tritt. Da erzählte Sami, wie er im Heuet von drei Uhr früh an und am Abend bis in die Dämmerung gemäht habe. „Was würde Fritz hierzu sagen?“ schalt er, „die haben jetzt den Achtstundentag.“

Was Karl von dem angestregten Dienst und der großen Verantwortung erzählte, wurde auf dem weltfernen Höflein nicht begriffen; denn so schmal auch der Weg war, der hier vorbeiführte, hatte es doch nie eine Begegnung von zwei Fuhrwerken gegeben, folglich keine Möglichkeit eines Zusammenstoßes. Auch ein Bergbauer wußte ja freilich von mancher Gefahr. Wie da einer unter die Erdbänne geraten und mit zerdrücktem Brustkorb aufgehoben worden sei, wie einen andern im

winterlichen Bergwald eine Tanne, die sich im Falle heimtückisch drehte, tödlich getroffen habe. . . Sami selbst konnte eine ganze Chronik solcher Unglücksfälle berichten. Aber von zwei Dingen hatte er keinen klaren Begriff. Einmal von der Tatsache, wie im Bahndienst ein Irrtum, verbunden mit unseligen Zufällen, Hunderte zu gefährden vermochte, und zweitens, wie bei jedem Unfall eine Untersuchung einsetzte und wie es schwer hielt, die Schuldfrage zu entwirren, so daß einer bisweilen das bittere Gefühl hatte, für andere herhalten zu müssen.

Davon ahnte Frau Stettler fast mehr als ihr Ehemann; wenn sie nämlich etwa alle Schaltjahre einmal eine Reise nach Bern unternahm, wurde ihr im Bahnhof jedesmal unheimlich zumute, und sie pflegte jeweilen nachher zu sagen, sie könne nicht begreifen, daß sich Fritz nicht längst hintersinnt habe. Dafür war sie auf Marie schlecht zu sprechen. Auch dem Schwager Karl gegenüber räsionierte sie gehörig: „Es ist allem nach immer ein Faules gewesen, das Mareili. . . Draußen werken mochte es nicht. In der Stube sitzen, am Schatten, mit den Kundinnen plaudern und zwischenhinein zum Zeitvertreib ein paar Stiche machen, ja, das kann's ihm. Und verdienen wird es auch dabei. Schon hier oben heißen die Nähterinnen Löhne, daß es unser-einen übel graust, geschweige denn dort unten in Bröckliwil, wo so reiche und stolze Weiber wohnen.“

Als Karl einmal, auf einsamem Gange in Gedanken versunken, all die Klagen und Ausfälle, die er der Reihe nach bei seinen Geschwistern vernommen hatte, still für sich ordnete und prüfte, da schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und murmelte in seinen leichtergrauten Bart: „Die guten Leute in der alten Heimat! Sie wohnen zu nahe beieinander, als daß ein jedes seinen Weg für sich ginge und doch wieder zu weit, als daß eines klar beurteilen könnte, in welchen Schuhen das andere steckt. So sind sie ängstlich und eifersüchtig. Jedes meint, es sitze in den Dornen und das andere habe für sich allein die Rosen. . . Sie kennen sich gar nicht mehr, haben ja erzählt, wie lange es her ist, seit sie sich zum letztenmal gesehen haben. . . Gut, ich weiß jetzt, was ich tue; wenn schon keine

Landesausstellung ist, führe ich doch meinen alten Plan aus. Die beiden Ehepärlein und Marie dazu müssen mir nach Bern kommen, zu einem Mittagessen in einer stillen, gemütlichen Hinterstube. Dann haben sie einmal Gelegenheit, einander das Maul zu gönnen.“

Zu früher Morgenstunde, noch bei Sternenschein, brachen Sami und Kösi mit ihrem Besuch auf. Im Wäldchen war der steile Pfad bereits vereist, draußen strich ein scharfer Wind über die Egg, die Häupter der Alpen begannen im Frühlicht zu strahlen. In der Tiefe aber wogte ein Nebelmeer. Durch diese feuchte, trübe Dunstmasse bohrten sich die Eisenbahnzüge, die von drei Seiten her die Teilnehmer eines Familientages zusammenbrachten.

Ein Wiedersehen nach langer Zeit! Dieser Gedanke beschäftigte die drei Geschwister, so daß sie während der Fahrt durch die Dämmerung der bevorstehenden Überraschung mit Spannung entgegensehen und sich nun, halb wachend, halb träumend, den für sie bedeutsamen Augenblick ausmalten. Merkwürdig war, daß die Bilder, die sie sich machten, alle einen gleichartigen Zug aufwiesen. Jedes Glied der Familie stellte sich nämlich vor, daß das andere unendlich rund und munter und wohlhabend aussehe, daß es gleich einem stolzen Schiff heraufsegeln werde: Sami unterseht, mit tennstorbreitem Rücken, Kösi rotbackig, gewichtig und ob der eigenen Schwere feuchend, Marie herrschelig und furchtbar prächtig im neuesten Modegewand, Fritz würdevoll, mit dem hoheitsvollen Lächeln eines Glücklichen, der weiß, daß er in der Wolle einer Beamtung mit allen ihren Rechten wohlgeborgen sitzt.

Neun Uhr war's, als sie vor dem Bahnhof einander trafen und in die Augen blickten. Die Traumbilder wichen der Wirklichkeit. Ergrautes Haar, Furchen und Runzeln im Antlitz, einen gekrümmten Rücken, schwielige Hände, matt und müde gewordene Augen, einen wehmütigen oder herben Zug in den Mienen, irgendeines dieser Zeichen von Kampf und Sorge und vom Altern hatte ein jedes. Dem andern lauter Wohlleben vorzuhalten, fand keines Ursache. So sangen sie denn auch zuerst alle um die Wette die dem Bruder aus der Fremde längst vertrauten Klage-lieder.



Hochwasser im Urnerland.

Murgang im Engpaß beim Hotel Gotthard in Flüelen.
Photo-House Niebeden, Weggis.

So rückte die Mittagsstunde heran. Die dampfende Suppe wurde aufgetragen; ein Schafsvoressen durfte nicht fehlen, und ein saurer Mucken folgte nach, endlich gab es Kuchen und schwarzen Kaffee. Die drei Brüder hüllten ihre Häupter wie auch die der Frauen in einen bläulichen Schleier von Zigarrenrauch. Unter diesen Einflüssen wich der Geist der vielen Seufzer und des Scheelblickens einer behaglichen, verführerischen Stimmung.

Karl erzählte lebhaft von seinen Erlebnissen in Amerika. Es war verzeihlich, wenn er in der

redlichen Absicht, seine Gäste recht gut zu unterhalten, bisweilen ein wenig ins Ausschneiden geriet. Und ihm selbst bereitete es nicht geringes Ergötzen, als er merkte, wie in der Tafelrunde eins nach dem andern, seinem Beispiel folgend, selbstbewußt zu reden, ja ein wenig zu blagieren begann.

Fritz schilderte, wie alle seine Berufsgenossen einem mächtigen Verbande zugetan seien und wie dieser Zusammenschluß stark mache und Wohltaten bringe. Marie pries die Freiheit einer selbständig Erwerbenden, Sami erzählte von der landwirtschaftlichen Genossenschaft und be-

tonte: „Wenn's auch ein paar Franken im Jahr kostet, es ist doch eine schöne Sache“; die Frau des Rangiermeisters sang ein Loblied auf ihren Gasherd, Kösi aber verstieg sich zu der Behauptung: „Wenn unsereiner auch böse hat, was weiß ich, es ist doch schön auf unserm Hoger, und ich möchte mit keiner Königin tauschen!“

Schon vor vier Uhr brach die kleine Gesellschaft auf, um Sami und seine Ehehälfte, die auf einer frühzeitigen Abreise beharrten, nach dem Bahnhof zu begleiten; sie wandelte gemächlich über den Bärenplatz durch die Bundessgasse auf die Kleine Schanze. Im milden Glanz der Spätherbstsonne schimmerte das bunte Laub an den Bäumen, und das Gold an der Kuppel des Parlamentsgebäudes funkelte, und die Fenster an Palästen und altväterischen Bürgerhäusern glitzerten; hoch ragte der Turm des Münsters ins Himmelsblau. Es war ein wunderbares Bild, von dem die Betrachter das Auge nicht wenden konnten, so schön auch anderseits der Blick nach den Bergen gewesen wäre.

Ganz entzückt rief die Frau des Rangiermeisters: „Heute morgen, als wir im Nebel ankamen, schien mir die ganze Stadt langweilig und grau und trostlos auszusehen... ich kann's gar nicht glauben... jetzt diese Pracht!“

„Es kommt eben immer auf die Beleuchtung an“, erklärte Karl.

Und Fritz meinte nachdenklich: „Wenn man's recht betrachtet, ist's mit dem, was wir erleben, eigentlich auch so.“ Als nun zu diesem Ausspruch die andern alle beifällig nickten, gewann der Bruder aus Amerika die Überzeugung, daß er mit dem Familienfestchen des heutigen Tages seinen Zweck erreicht habe.

Die Herberge der Schmuggler.

Skizze von Johannes Jegerlehner-Grindelwald.

Zwei Stunden diesseits vom Paß liegt sie grau wie das Schiefer und Geschiebe der Steinwüste, aber dem Untergang geweiht. Eine Sperrmauer staut den See, die Fluten steigen und bedrohen die Herberge am Paß. Morgen wird sie ausgeräumt; dann kommen die Arbeiter und legen sie nieder.

Aus dem Schuppen tritt der Wirt und späht besorgt in die pfadlosen Höhen, von wo die Schmuggler gewöhnlich herunterklimmen. Nebel trüben den Fernblick, der Nordost flärt für die Nacht. „Das beste Schmuggelwetter“, raunzt er, „und kein Bein nirgends.“

Berdrossen setzt er sich auf die Holztrommel und trampelt mit den Füßen. Auf Chechino war sonst Verlaß. Säume an Waren herauf, was der Schuppen faßt, hatte er ihm das letzte mal dringend geboten. Bevor sie dein Haus abtragen, bin ich mit zwanzig Mann zur Stelle, und wir krönen unsern Tauschhandel mit einem Bombengeschäft.

In zwanzig Traglasten abgeteilt lag die Ware, Zucker, Kaffee, Tabak, zum Schmuggel bereit. Hält Chechino sein Wort nicht, so bleibt sie ihm auf dem Hals. Lassen sie mich am letzten Abend im Stich, heiliges Donnerwetter, so ist mein Vermögen des Teufels.

Es dunkelt ein, seine Aufregung wird zur Qual. Da klirren Stöcke, italienische Laute schwirren ihm entgegen, mit den ersten der Schmuggler tritt er ins Haus. Zuletzt ist's eine stattliche Schar, darunter die Tochter Chechinos in dem Blust ihrer maifrischen Jugend.

Mit dem Anführer und drei Zeugen begibt sich der Wirt hinaus; beim Schein der Laterne werden die italienischen Schmuggelwaren abgeschätzt und wird der Tauschhandel vollzogen. Schmunzelnd kehren alle in die Stube zurück, die Tische sind gedeckt, von der Küche her weht der Duft von Gebratenem.

„Du hast mich lange warten lassen,“ sagt der Wirt, „ich zählte nicht mehr auf Euch.“

Chechino schlägt seine dunkelumbuschten Augen zu ihm auf. „Das Wetter war unpaß, und dann haben die Grenzwächter einen neuen Brigadiere erhalten. Einen Heißsporn und Streber, da heißt es Fuchs gegen Fuchs. Aber um einen Chechino abzufangen — mit den Schnüren am Armel und dem großen Maul ist noch nichts erreicht. Und für den schlimmsten Fall habe ich vorgesorgt.“

Der Braten wird aufgetragen. Der Wirt spendet den Wein umsonst und verteilt Zigaretten. Da kracht die Tür, und herein stampft mit rotem Gesicht ein italienischer Grenzer. Höhnisch ver-